

УНИВЕРЗИТЕТ У БАЊОЈ ЛУЦИ
ФИЛОЛОШКИ ФАКУЛТЕТ

ФИЛОЛОГ

ЧАСОПИС ЗА ЈЕЗИК, КЊИЖЕВНОСТ И КУЛТУРУ



УНИВЕРЗИТЕТ У БАЊОЈ ЛУЦИ
ФИЛОЛОШКИ ФАКУЛТЕТ

III/2011

DEKONSTRUKTION UND MEDIALITÄT

Abstract: *Medien scheinen kein Thema für die Philosophie zu sein: die Medientheorie hat sich als Forschungsfeld zwischen den Disziplinen etabliert und für die Philosophie diagnostizierte Derrida die Exklusion der Schrift als Medium par excellence. In einer genauen rekonstruktiven Lektüre der frühen Arbeiten Derridas wird eine gegenständliche und eine reflexive Dimension der Dekonstruktion herausgearbeitet und gezeigt, dass Derrida in seinen Überlegungen zum schriftlichen Zeichen immer nach den konstitutiven Momenten fragt, die nicht nur eine bestimmte Theorie ermöglichen, sondern ihr auch voraus gehen. Diese reflexive Dimension im Denken Derridas verweist auf eine Ebene der Medialität, die für medienphilosophische Ansätze fruchtbar gemacht werden kann.*

Keywords: *Medien, Medialität, Derrida, Dekonstruktion, Technik, Husserl, Schrift.*

Gliederung

- 1 Dekonstruktion
 - 1.1 Die gegenständliche Dimension der Dekonstruktion
 - 1.2 Die Materialität des schriftlichen Zeichens
2. Medialität als reflexive Dimension der Dekonstruktion
 - 2.1 *différance*, Urschrift, Spur
 - 2.2 Medium und Medialität
 - 2.3 Terminologische Weiterentwicklungen
3. Schluss

Die neuere medientheoretische Diskussion setzte mit Marshall McLuhan ein. Und mit ihr verbreitete sich ein ekklektizistischer Stil, der es sich zum Prinzip machte, über die Fachgrenzen hinweg zu argumentieren und methodische Beschränkungen der einzelnen Fachdisziplinen zu sprengen. Bei dem Literaturwissenschaftler McLuhan machte diese Vorgehensweise Sinn – hatte er doch in „Die Gutenberg-Galaxis“¹ literarische Texte darauf hin gelesen, wie sie von einem Medienumbruch künden, dem Übergang

von der Kultur der mittelalterlichen Handschriften zur neuzeitlichen Technik des Buchdrucks, und seine Diagnosen über diesen Wandel bis in die Gegenwart des 20. Jahrhunderts hinein verlängert. Er bezog sich damit auf Eric A. Havelock, der die Epen Homers als Zeugnisse eines kulturellen Umbruchs von oralen zu literalen Gesellschaften gedeutet hatte, und auf Harold Innis, der aus der Untersuchung der soziokulturellen Wirkungen der Alphabetschrift zu der These gelangte, dass bereits die jeweilige Form einer Medientechnik einen entsprechenden Kulturwandel impliziere. Als Jacques Derrida 1967 in „De la Grammatologie“ die Thematisierung des schriftlichen Zeichens mit dem Verfahren der Dekonstruktion in Verbindung brachte, schien es kein Halten mehr zu geben: die Philosophie schien die Chance, über Medien zu reflektieren, verspielt zu haben. Denn einerseits hatten sich die neu entstandenen Medienwissenschaften zwischen den herkömmlichen Fachgrenzen etabliert und praktizierten den von McLuhan vorexerzierten Ekklektizismus; andererseits hatte die dekonstruktive Lektüre Derridas aufgewiesen,

¹ McLuhan 1962.

dass der Ausschluss der Schrift aus dem philosophischen Diskurs System hatte – dass er auf einem System von Dichotomien beruht, das den Phonozentrismus der metaphysischen Tradition zementiert. Stand nicht mit Platons Schriftkritik im *Phaidros* der Ausschluss des Mediums Schrift am Anfang der okzidentalen Geschichte der Philosophie, wurde diese Exkommunikation nicht im Verlauf der Geschichte der Philosophie immer weiter tradiert und hatte sich die Philosophie damit als Ort der Medienreflexion nicht selbst diskreditiert?² Eine derartige Schlussfolgerung zieht beispielsweise aus systemtheoretischer Perspektive Elena Esposito, wenn sie formuliert:

„Warum kann es keine Medienphilosophie geben? ... Die Philosophie entsteht zusammen mit der Möglichkeit des Abstands zwischen der Perspektive des Beobachters und den beobachteten Objekten. Sie entsteht zusammen mit einer von der Welt getrennten Betrachtung ... Die Schrift, welche Fernkommunikation ermöglicht, wäre ... die Bedingung, um sich von sich selbst distanzieren zu können und zu philosophieren ... Gerade dieser Abstand kann aber nicht beobachtet werden: daher die Art notwendiger Medienvergessenheit, die der Philosophie angerechnet wird.“³

Geier behandelt das Problem aus der Sicht von Derridas Platon-Analysen:

„... einerseits ist das Philosophieren innig verbunden mit seinem schriftlichen Medium. Jeder philosophische Text erscheint wie eine Epiphanie der Philosophie selbst. Seine darstellerischen Anforderungen sind nichts, was der Philosophie äußerlich bleiben könnte. Andererseits bleibt dieses Verhältnis im Verborgenen. Denn der Philosoph

erhebt mit seinen Texten einen Erkenntnisanspruch, der auf eine Einsicht in das Wesen der Sache intendiert, die beide vom Text selbst unterschieden sind.“⁴

Die Diskreditierung der Philosophie als Ort der Medienreflexion hatte eine Beliebtheit von Methoden und Begriffen in der Medientheorie zur Folge, die aus philosophischer Perspektive schwer zu tolerieren ist. Gleichzeitig ergibt sich das Dilemma, dass Philosophie selbst nicht auf die Einhaltung ihrer fachspezifischen Standards pochen kann, wenn diese Standards unter dem Verdacht des Ausschlusses dessen stehen, was zu thematisieren beansprucht wird. Dieser Zirkel ist aber nur ein scheinbarer. Ich möchte im Folgenden die These vertreten, dass der oben aufgeführte Kurzschluss in Bezug auf die Reflexionskompetenz der Philosophie auf eine einseitig verengte Lektüre der Argumentation Derridas zurückzuführen ist. Eine philosophisch genaue Annäherung an das Werk Derridas, wie sie seit Ende der 1990er Jahre auch in Deutschland zu vermerken ist,⁵ weist den Weg zu einer anspruchsvollen Beschäftigung mit den Beiträgen zu einer Philosophie der Medien und der Medialität. Dies möchte ich im Folgenden aufweisen.

1. Dekonstruktion

Maßgeblich für das Verständnis von Dekonstruktion wurde Cullers Charakterisierung:

„Derridas Lektüre der Philosophie als literarische Gattung hat uns gelehrt, philosophische Schriften als Texte mit einer performativen und einer kognitiven Dimension zu sehen, als heterogene Kon-

2 Stéphane Douailler interpretiert den durch Platon initiierten Ausschluss der Schrift als Versuch, die Medien im allgemeinen, somit dasjenige, was seit der Philosophie der Neuzeit als öffentliche Meinung bezeichnet wird, unter die Kontrolle des Philosophenherrschers zu stellen. Vgl. Douailler 2004.

3 Esposito 2003: 26/27.

4 Geier 1994: 646.

5 Die philosophische Rezeption der Schriften Derridas in Deutschland war lange Zeit versperrt durch das Verdikt von Habermas, es handle sich bei der in ihnen ausgedrückten Haltung um eine Form der fundamentalen Rationalitätskritik. Habermas 1985. Vgl. hierzu die Kritik in Gasché 1997.

strukturen, die von verschiedenen diskursiven Kräften organisiert werden und diese wiederum organisieren, Kräfte, die sich selbst niemals einfach präsent sind oder ihre eigenen Implikationen unter Kontrolle haben und die auf komplexe Weise zu verschiedenen anderen Texten ... in Beziehung stehen ... Einen Text als Philosophie lesen heißt, einige seiner Aspekte zugunsten bestimmter Argumentationen zu ignorieren; ihn als Literatur lesen heißt, auch den scheinbar trivialen Aspekten Aufmerksamkeit zu schenken.“⁶

Dieser aus dem New Criticism entwickelte Literary Deconstructivism beeinflusste über lange Zeit die Rezeption der Philosophie Derridas. In seinem Gefolge schien es, als ob Dekonstruktion sich in einer Konzentration auf textuelle Strategien erschöpfen würde. Gegen die Ausschließlichkeit einer derartigen Lesart erhebt Gasché Einspruch, indem er betont, dass die Gleichsetzung von Literatur und Philosophie die Betrachtung ihres Verhältnisses zueinander blockiere; dass die Annahme, dass Literatur gegenüber Philosophie als die basale Gattung anzusehen sei, lediglich die traditionelle Hierarchie zwischen Philosophie und Literatur einfach umkehre; und dass schließlich

„... die Erklärung, daß Literatur das Andere der Philosophie sei, die Beziehung zwischen Philosophie und Literatur zu überdenken [verfehlt, U.R.], insofern derartige Gesten dazu tendieren, die Leerstelle des Anderen entweder mit einer hochgradig konventionellen und unhinterfragten Konzeption von Literatur oder mit einer obskurantistischen Mystifikation derselben aufzufüllen. Das Nachdenken über die Beziehung der Philosophie auf ein Anderes wie etwa Literatur kann daher nicht einmal ansatzweise die Beziehung in jenen Begriffen angehen, die zum Begriff der Andersheit gehören.“⁷

Und auch Gondek und Waldenfels diagnostizierten bereits 1997:

6 Culler 1988: 202.

7 Gasché 1997: 256.

„Weltweit betrachtet, und das gilt vor allem für den englischsprachigen Raum, wird die Rezeption Derridas nach wie vor in der Hauptsache von Literatur- und Medienwissenschaftlern betrieben. Ohne ... falsche Fronten aufbauen ... zu wollen, scheint uns hier eine gewisse Korrektur vonnöten.“⁸

In der Philosophie wird Dekonstruktion mittlerweile akzeptiert als ein Verfahren, das einen, wenngleich nicht unumstrittenen Einfluss, auf die philosophische Hermeneutik ausübt.⁹ García Düttmann hat deutlich gemacht, dass die Dekonstruktion zwei Dimensionen aufweist, eine gegenständliche und eine reflexive Dimension.¹⁰ Ich möchte mich an diese Lesart anschließen und in der Beschäftigung mit Derridas frühen Arbeiten zu Schrift und *différance* diese beiden Dimensionen unter medienphilosophischen Aspekten heraus arbeiten: die gegenständliche in Bezug auf das Schriftzeichen und dessen Materialität, die reflexive in Hinblick auf die Frage der Medialität.

1.1 Die gegenständliche Dimension der Dekonstruktion

Die gegenständliche Dimension der Dekonstruktion erweist sich par excellence in Derridas Fragestellung nach dem Status des schriftlichen Zeichens in Husserls Phänomenologie. In den entsprechenden Texten arbeitet Derrida all jene Aspekte heraus, die später Eingang finden in die umfassenden Diagnosen der *Grammatologie*. Was interessiert Derrida an Husserl? Zunächst die methodische Strenge:

„Ich sehe noch heute eine unvergleichliche Disziplin der Strenge in ihr. Nicht, ganz besonders nicht in der damals vorherrschenden Sartreschen oder Merleau-Pontyschen Version, sondern vielmehr gegen sie oder ohne sie, und das vor allem

8 Gondek/Waldenfels 1997a: 17.

9 Vgl. bspw. Angehrn 2002, Wellmer 2002.

10 García Düttmann 2008: 12.

in jenen Topoi, die eine gewisse französische Phänomenologie bisweilen zu meiden schien, ob es sich nun um die Geschichte, die Wissenschaft, die Geschichtlichkeit der Wissenschaft ... handelte.“¹¹

So ist es kein Zufall, dass er sich in seiner ersten größeren Veröffentlichung einem Werk Husserls zuwendet, in dem dieser die Geschichtlichkeit der Wissenschaften behandelt, die kleine Schrift *Der Ursprung der Geometrie*. Neben der Frage der Historizität erkennt Derrida ein nicht-traditionelles Moment bei Husserl in der Behandlung idealer Entitäten: Dieser fasst abstrakte Entitäten nicht im platonistischen Sinn als bewusstseinsunabhängig auf; er weist vielmehr, neben dem Bewusstsein, Sprache und Schrift eine konstitutive Bedeutung für die Idealität und Objektivität geometrischer Gegenstände zu. Dabei stellt Husserl in der genannten Schrift die Frage, wie Sprache und Schrift zur Konstitution geometrischer Gegenstände ihren Beitrag leisten, indem sie deren Tradierbarkeit über die Zeiten hinweg garantieren.

In einer minutiösen Lektüre dieses von ihm selbst ins Französische übersetzten Textes bekommt Derrida die Möglichkeit einer „Phänomenologie des Geschriebenen“¹² in den Blick; zugleich erkennt er bereits das entscheidende Problem für ein derartiges Vorhaben in Husserls Unterscheidung zwischen einer Leiblichkeit und Körperlichkeit des Zeichens, einem substantiellen, ideellen Moment und einer Äußerlichkeit. Eine derartige Trennung, so Derrida, sei nicht durchzuhalten; die Exteriorität und Materialität sei immer bereits integraler Bestandteil des Zeichens. Damit sei das schriftliche Zeichen immer auch zerstörbar und in dieser Zerstörbarkeit gefährde es Husserls Konzeption der Historizität in ihrem Kern.¹³

In der klassisch gewordenen Argumentation von *Die Stimme und das Phänomen*, die sich mit den impliziten Voraussetzungen von Husserls Bedeutungstheorie auseinander setzt, weist Derrida dann die Unmöglichkeit der Phänomenologie auf, Zeichen überhaupt adäquat theoretisch zu erfassen. Mehr noch: er problematisiert, in einer immanent verfahrenenden Kritik, das System der reduktiven Scheidungen, über welches Husserl einerseits Bewusstsein und Sprache als konstitutive Momente für die Gewinnung idealer Entitäten entwickelt, andererseits aber alle mundanen, externen Faktoren ausscheidet. Husserls Versuch, zwischen dem ideellen Moment und der materiellen Seite des Zeichens, zwischen Ausdruck und Anzeige zu unterscheiden, sei als eine „phänomenologische Reduktion *avant la lettre*“¹⁴ zu begreifen. Weshalb? Husserl thematisiere die Seite der Anzeige, betrachte sie als integralen Bestandteil des Zeichens, dann aber unterziehe er sie einer eidetischen Reduktion, sodass das Anzeichen „... aus dem Bereich absolut idealer Objektivität, d.h. der Wahrheit“¹⁵ heraus fällt. Gewonnen wird auf diese Weise sowohl ein Begriff von Sprache, der rein expressiv gedacht wird - als die reine Expression eines reinen, transzendentalen Bewusstseins - als auch, über das Verfahren der transzendentalen Epoché, die Region dieses Bewusstseins. Diese wiederum konstituiert die reinen Bedeutungen einer auf Idealität basierenden Wissenschaftssprache.

Derridas Analyse orientiert sich an den Überlegungen des Husserl-Schülers Eugen Fink zu den operativen Begriffen in Husserls Philosophie. Fink unterscheidet zwischen thematischen und operativen Begriffen: Thematische Begriffe seien solche, die explizit in ein philosophisches System, durch Definition, eingeführt werden; operative dagegen würden einem solchen System zu Grunde liegen, ohne je-

und 1997.

¹⁴ Derrida 2003: 10.

¹⁵ Ebd.: 43.

¹¹ Derrida 1997: 24.

¹² Derrida 1987: 120 (Orig.: 88).

¹³ Für eine ausführliche Analyse von Derridas Kommentar vgl. Ramming 2006: Kap. 2, Bernet 1986

mals selbst thematisiert worden zu sein. Diese stellten, so Fink, Begriffsfelder zur Verfügung, „... *mediale Denkbahnen* ... Das so umgängig *Verbrauchte, Durchdachte*, aber nicht eigens *Bedachte* eines philosophischen Denkens nennen wir operative Begriffe. Sie sind – bildlich gesprochen – der Schatten einer Philosophie.“¹⁶ Die Bedeutung Finks für das eigene Vorgehen formuliert Derrida in der folgenden Weise:

„ ... die *Einführung* in den *Ursprung der Geometrie* [erlaubte mir, U.R.] die Annäherung an so etwas wie die ungedachte Axiomatik der Husserlschen Phänomenologie, ihr »Prinzip der Prinzipien«, nämlich den Intuitionismus, ... die fehlende Aufmerksamkeit für das Problem ihres eigenen phänomenologischen Aussagens, für die transzendente Sprache, wie Fink sagte, für die Notwendigkeit, in der eidetischen oder transzendentalen Beschreibung auf eine Sprache zurückzugreifen, die selbst nicht der *epoché* unterworfen sein konnte ..., einer naiven Sprache also, die aber die phänomenologischen Einklammerungen oder Anführungszeichen möglich machte.“¹⁷

Derrida entlarvt folglich die Distinktion zwischen Anzeige und Ausdruck als ein derartiges operatives Moment in Husserls Philosophie. In genau diesem Sinn steht die Anzeige für alles Exkludierte, für all jene Dimensionen, die über das System der Reduktionen aus Husserls System ausgeschlossen werden. Derrida problematisiert damit das System der reduktiven Scheidungen in seinen Grundlagen und zieht selbst die Schlussfolgerung, dass jene äußere, materielle Seite des Zeichens irreduzibler Bestandteil des Zeichens sei, was heißt, dass sie selbst nicht dem Verfahren der eidetischen Reduktion zu unterziehen sei.

Was ist mit Derridas Kritik an Husserl aus philosophischer Sicht gewonnen? Derrida zielt mit ihr auf das, was er selbst als ein nicht-expressives Konzept von Sprache bezeichnet,¹⁸ d.h. auf ein Konzept, das

sprachliche Äußerungen und deren Bedeutung nicht als Ausdruck einer als innerlich gedachten Subjektivität begreift. Man kann dies auch als ein nicht-intentionalistisches Konzept von Bedeutung bezeichnen. Erinnern wir uns daran, dass Frege jeden Psychologismus aus der Semantik eliminiert sehen wollte.¹⁹ Husserl stimmt in der Psychologismuskritik mit Frege überein, greift aber zugleich auf das Intentionalitätskonzept Brentanos zurück und nimmt eine als transzendental gedachte Subjektivität als konstitutives Moment von Bedeutung an. Gegen eine derartige Annahme, die auf eine lange philosophische Tradition zurückgreift, erhob bereits Wittgenstein mit seinen Argumenten zum Sprachspiel und zur Privatsprache Einspruch.²⁰ Auch Derrida problematisiert, mit gänzlich anders gearteten Argumenten, derartige Annahmen. Er stellt damit die Voraussetzungen eines Cartesianismus in der Semantik, der bis in die Grundannahmen der heutigen Philosophy of Mind fortwirkt, in Frage. Die dekonstruktive Lektüre Derridas widerlegt die „cartesische Illusion des unmittelbaren Meinens und des unmittelbaren Selbstbewußtseins“²¹ und damit die Grundlage für jede Art von intentionalistischer Bedeutungstheorie. Wie García Düttmann betont, zielt Derrida auf die Möglichkeit, sprachlichen Sinn nicht wiederum auf ein sinnhaftes Moment, eben jene Intentionalität des sprachlichen Subjekts zurückzuführen:

„ ... Derrida [gibt, U.R.] gleichsam seine Zugehörigkeit zu jener Gruppe französischer Philosophen der sechziger und siebziger Jahre zu erkennen, deren Denken er mit den Worten skizziert, ihnen sei es nicht um die Verwischung oder Zerstörung des Sinns zu tun, sondern darum, seine Möglichkeit aufgrund einer ‚formalen‘ Organisation‘ zu bestimmen, die ‚keinen Sinn hat.‘“²²

16 Fink 1976: 185.

17 Derrida 1997: 25/26.

18 Vgl. Derrida 1986: 76.

19 Frege: 1986.

20 Wittgenstein 1989.

21 Stekeler-Weithofer 2002: 29.

22 García Düttmann 2008: 22.

Zugleich identifiziert er am Zeichen ein zutiefst problematisches Moment für das Husserlsche Unternehmen: der Zeichenbegriff selbst entziehe sich den Kategorien der Transzendentalen Phänomenologie, er sei nicht unter die Kategorie des Ereignisses zu subsumieren:

„Ein Zeichen ist niemals ein Ereignis, wenn Ereignis unersetzliche und unumkehrbare empirische Einmaligkeit bedeutet. Ein Zeichen, das nur »einmal« stattfinde, wäre kein Zeichen.“²³

Die Gegenkonzeption erkennt Derrida in der Linguistik Saussures, die auf der Arbitrarität des Zeichens, dessen differentieller Struktur und Iterierbarkeit beruht. Gerade weil die Identität des Zeichens in ihr als relational und formal und damit differenziell gedacht wird, handelt es sich bei ihr um eine nachträgliche Identität, die aus der Bewegung der *différence* hervorgeht. Aus ihr entsteht eine Struktur der Nachträglichkeit, die das System der Zeichen zu einer indefiniten Verweisstruktur werden lässt.

1.2 Die Materialität des schriftlichen Zeichens

Seit Derridas Analysen in *Die Stimme und das Phänomen* und *Grammatologie* gehört die materielle Dimension des Zeichens, ja der Medien allgemein, zum feststehenden Topos jeder Medienphilosophie.²⁴ So schreibt Mersch zutreffend:

„Daß die Zeichen auf einer Körperlichkeit beruhen, auf einem Substrat, die der Signifikation eine Gestalt und Ortschaft verleiht und ihre Lektüre gleichwie ihre Kommunikation erst gestattet, scheint so selbstverständlich, dass kaum mehr eine Reflexion sie einer Erwähnung würdig fände ...“²⁵

²³ SP: 69.

²⁴ Unter „Medienphilosophie“ verstehe ich an dieser Stelle nicht mehr als eine Beschäftigung mit Medien mit philosophisch-terminologischen und –methodischen Mitteln.

²⁵ Mersch 2002: 12.

Selbst in Bezug auf die scheinbare Immaterialität computergestützter Bilder und Simulationen hat dies zu gelten:

„Ähnliches gilt ... für die »neuen« Medien: Die Aufzeichnung der »Spur«, die digitale Codierung, ... das Graphem oder die binäre Zahl bleiben nur solange von ihrer materiellen Konstitution, von Raum und Zeit befreit, wie sie auf ihre reinen Programmschritte, ihre algorithmischen Formen beschränkt bleiben. Kommt jedoch die Maschine ins Spiel, werden Zeitlichkeit und Räumlichkeit der Codierung und Encodierung relevant, ihre jeweiligen Kapazitätsgrenzen und Verzögerungen, die sich nicht bis ins Unendliche hinein optimieren lassen, sowie die Art des »Outputs«, der Darstellung.“²⁶

Dennoch, und dies ist bemerkenswert, interessiert Derrida an Saussures Linguistik zunächst nicht die Behandlung der materiellen Seite des Zeichens, sondern etwas anderes. Es wurde bereits gesagt, dass die Axiomatik dieser Linguistik zwei Voraussetzungen bietet, die den Vorstellungen einer expressiven Bedeutungstheorie widersprechen: die These von der Arbitrarität des Zeichens sowie diejenige seiner differentieller Struktur. Ein weiteres nicht-konventionelles Moment erkennt Derrida darin, dass die Differenzialitätsthese die Bindung des Zeichens an dessen materielle Realisierung nicht benötigt. Die Ausklammerung des Lautmaterials aus dem System der Differenzen impliziert prinzipiell die Möglichkeit, graphische und phonische Artikulationen gleichberechtigt zu behandeln.²⁷ Derridas berühmte geworden, paradigmatische Kritik an Saussure setzt dort ein, wo dieser hinter die eigenen Prämissen zurück fällt:

„Einerseits erkennt Saussure der Schrift nur eine *beschränkte* und *ab-*

²⁶ A.a.O.: 17/18.

²⁷ Ich orientiere mich in meiner Darstellung vorwiegend an Ramming 2006: 97ff.

geleitete Funktion zu und bleibt damit der abendländischen Tradition verpflichtet...“²⁸

Zugleich weist Derrida den Modellcharakter auf, den das schriftliche Zeichen für die Linguistik besitzt. In einem durch Derridas Kritik berühmt gewordenen Beispiel verdeutlicht Saussure die Differenzialität des Zeichens an den handschriftlichen Varianten eines Buchstabens. Derridas Kommentar betont, dass Arbitrarität und Differenzialität nur unter Rückgriff auf das Modell einer derartigen schriftlichen Realisierung gewonnen werden konnten. Unter wissenschaftstheoretischen Gesichtspunkten handelt es sich um eine rekursive Definition, d.h. ein kulturell selbstverständliches Mittel wird herangezogen, um das Gemeinte zu verdeutlichen. Derrida geht aber noch weiter: Die über die Differenzialität gegebene prinzipielle Iterierbarkeit setzt eine genuine Skripturalität voraus. Damit ist gesagt, dass die Möglichkeit, Differenzialität in der von Saussure entwickelten Weise zu denken, nur gegeben ist unter der Voraussetzung des graphischen Zeichens. Dieses liefert die notwendige exemplarische Vorstellung dafür, es erhält exemplarischen modellhaften Status. In diesem Sinn kann Derrida vom „Schriftfonds“²⁹ des gesprochenen Wortes, der Linguistik sprechen: die Linguistik Saussures ist ohne diese Grundlage nicht zu denken.

Simone Roggenbuck macht das Interesse Derridas an Saussure mit den folgenden Worten deutlich:

„Der Unterschied zwischen der *différence* Saussures und der *différance* Derridas ist ... hauptsächlich ein perspektivischer. Saussure blickt auf das Konstituierte, Derrida auf die der Konstitution zugrunde liegende Möglichkeit“.³⁰

Die *différance* enthält damit zwei Momente: zum einen den unendlichen Verweis in der Nicht-Identität des Zeichens,

das auf eine Theorie der Textualität und des Schreibens zielt, welche die permanente Ausstreichung eines hypostasierten Sinns proklamiert. Zum anderen aber fragt sie in der Lektüre philosophischer Texte nach den konstituierenden Elementen dieser Theorien, nach den, auch hier wieder, unausgesprochenen Voraussetzungen, die der Theoriebildung voraus liegen. Derrida nimmt Saussure gerade dort ernst, wo dieser nicht konventionelle Standards bedient, bei der These der Arbitrarität, Differenzialität und Iterabilität des Zeichens. Sie mache den Rekurs auf jede materielle Realisierung unnötig. Er kritisiert Saussure darin, dass dieser hinter die eigenen Prämissen zurückfällt, wenn er sich dann doch am Modell des gesprochenen Wortes orientiert und dem Schriftzeichen einen sekundären Status zuweist. Mit dem Nachweis, dass der Begriff der Differenzialität nur unter Rückgriff auf die sichtbaren Eigenschaften des graphischen Zeichens überhaupt gewonnen werden kann, arbeitet er schließlich heraus, dass der Zeichenbegriff selbst das graphische Zeichen voraussetzt, ohne dieses nicht möglich wäre. Die Materialität des Zeichens ist dieser Kritik zufolge *condition sine qua non* jeder Linguistik.

2. Medialität

In der bisherigen Auseinandersetzung mit Derridas frühen Arbeiten habe ich versucht deutlich zu machen, dass es Derrida nicht lediglich um die Rehabilitation eines bislang durch die Theorie Ausgeschlossenen geht. Vielmehr fragt Derrida in Bezug auf Husserl nach den konstitutiven Momenten von dessen Philosophie, die letztendlich zum Ausschluss eines in die Theorie Inkludierten führen. Er fragt nach den impliziten Voraussetzungen für diese Exklusion. Bei Saussure wiederum verdeutlicht er, inwiefern dessen linguistische Theorie bereits das Schriftzeichen als konstitutives Moment voraus geht. In beiden Fällen verfährt Derrida wissenschafts-

²⁸ Derrida 1990: 53.

²⁹ A.a.O.: 92.

³⁰ Roggenbuck 1998: 37.

theoretisch, um dann die grundlegenden Voraussetzungen der jeweiligen Theorie reflexiv einzuholen. Dieses reflexive Moment bezeichne ich als Medialität.

Im Folgenden werde ich die entsprechenden medialen Dimensionen dort aufweisen, wo Derrida von Urschrift, *différance* oder Spur spricht. Dann werde ich mich zu den reflexionsphilosophischen Dimensionen im Medienbegriff äußern, um abschließend auf technikphilosophische Konzeptualisierungen zu verweisen, die Anschlussmöglichkeiten für die philosophische Reflexion auf Medien bieten.

2.1 *Différance, Urschrift, Spur*

Richard Rorty bezeichnete die von Derrida in die Philosophie eingeführten Ausdrücke wie Urschrift oder *différance* als „Zauberworte, die lediglich in nebulöser Weise verwendet würden.“³¹ Thiel hat dagegen in einer genauen Analyse der Wortverwendung die Funktion des Ausdrucks ‚Urschrift‘ (*archi-écriture*) aufgewiesen. Derrida führe ihn zunächst im Kontext linguistischer und ethnologischer Überlegungen ein. Mit Bezug auf die Linguistik diene ‚Urschrift‘ dazu, die Gleichursprünglichkeit von Schrift und Sprache zu postulieren; in Hinblick auf den Strukturalismus von Lévi-Strauss deute Derrida auf ein genealogisches Moment auch bei nicht-literalen Gemeinschaften hin, das den Übergang zur Schrift prinzipiell ermögliche:

„Derrida erinnert an Forschungsergebnisse, denen zufolge Schrift fast immer an Maßnahmen zur Sicherung des zuvor dem Gedächtnis anvertrauten Wissens gebunden war, an die Sorge um den Fortbestand der Genealogie. Im Prozeß der Verschriftlichung ... habe man einen Übergang zu sehen: nicht einfach von der Rede zur Schrift, sondern »von der Urschrift zur Schrift im geläufigen Sinn«, innerhalb der allgemeinen Schrift.“³²

Anders formuliert: ein derartiges genealogisches Moment ‚wartet‘ gewissermaßen darauf, von der Schrift übernommen und erweitert zu werden. Schrift muss sozusagen nur noch ‚erfunden‘ werden, um die Funktion der Genealogie zu übernehmen. Thiel weist darauf hin, dass Derrida ‚Ur-Schrift‘ einsetzt „für eine radikale Befragung oder Korrektur der »alten« Begriffe von Schrift, Wissenschaft, Erfahrung ...“³³ Und er betont, dass ‚Urschrift‘ sich in direkter Nähe zu verwandten Ausdrücken wie ‚Spur‘ oder ‚*différance*‘ bewegt.

„Halten wir die Beobachtung fest: 1. Derrida entwickelt den Urschrift-Begriff in direkter Auseinandersetzung mit der aktuellen Linguistik und Ethnologie. 2. Er wird als einer der Begriffe ausgegeben, die strenggenommen gar keine Begriffe sind ... 3. »Urschrift« wird verwandten Motiven angenähert, wenn nicht gleichgesetzt ...“³⁴

Meine eigene Interpretation geht von den beiden letzten Beobachtungen aus: Wenn ‚Urschrift‘, ebenso wenig wie ‚Spur‘ und ‚*différance*‘, kein Begriff im eigentlichen Sinn ist, so folgt daraus, dass er auch kein Etwas bezeichnet, keine dinghafte Entität. Vielmehr, so meine These, bezeichnen diese drei Ausdrücke reflexiv mediale Dimensionen im Sinn vorausgehender oder voraus liegender Strukturen. So verweist ‚Urschrift‘ in seiner ethnologischen Dimension darauf, dass, wie Leroi-Gourhan gezeigt hat,³⁵ der Übergang zum aufrechten Gang die prinzipielle Möglichkeit zur Entwicklung graphischer Artikulationen markiert. Die Entwicklung von Graphismen im Lauf der Phylogenese kann als Realisierung dieses als ‚Urschrift‘ bezeichneten Prinzips verstanden werden, auf welche die Entwicklung unterschiedlicher Schriftsysteme folgen kann.

Ähnlich verhält es sich bei ‚Spur‘ Die Spur thematisiert Derrida erstmals in Auseinandersetzung mit den Arbeiten Freuds

³³ Ebd.: 74.

³⁴ Ebd.

³⁵ Vgl. Derrida 1990: 228.

³¹ Rorty 1993: 109.

³² Thiel 1997: 73.

zum Gedächtnis. Ihn interessiert dort die Struktur der Nachträglichkeit, die Möglichkeit der Bahnung, aber auch die Möglichkeit der Alterität, des Andersseinkönnens. Ähnliches ist für die *différance* zu konstatieren, bei der das Moment des zeitlichen Aufschubs im Vordergrund steht.³⁶ Diesen drei Ausdrücken ist gemeinsam, dass sie unterschiedliche Aspekte von etwas beleuchten, das als voraus liegende Bedingung oder Struktur, als nicht-dinghafte Voraussetzung Realisierungen wie sprachliche Bedeutungen, schriftliche Zeichen, Kultur, Gedächtnis u.ä. überhaupt erst möglich machen. Sie sind medial.

2.2 Medium und Medialität

Damit komme ich zu den zwei Bedeutungen des Medienbegriffs, Bedeutungen, die sich nicht ausschließen, die vielmehr zwei Dimensionen bezeichnen, die in einem wechselseitigen Verhältnis zu einander stehen. Auch hier handelt es sich um eine gegenständliche und eine reflexive Dimension.

Die gegenständliche Seite ist klar: wir beziehen uns mit ihr auf all diejenigen Gegenstände, Artefakte, Apparate, die wir als Medien verstehen. Zu dieser Auffassung ist zweierlei zu bemerken: Hoffmann hat in einer begriffsgeschichtlichen Untersuchung herausgearbeitet, dass historisch unter ‚Medien‘ nicht immer Kommunikationsmedien verstanden wurden, sondern auch Stoffe wie Luft, Äther und vieles mehr. Die Bedeutung von Informationsträgern, -übermittlern und -speichern taucht erst im 20. Jahrhundert auf.³⁷ Gegen eine Bedeutungseinschränkung für die hier verfolgte Medienperspektive ist allerdings nichts einzuwenden. Außerdem handelt es sich bei den in der Medienphilosophie verhandelten Entitäten nicht um Gegenstände im engeren Sinn: Beim Film blicken wir zwar

auf eine Leinwand, was uns fesselt, das sind aber die technisch erzeugten und reproduzierten Bilder; beim Fernsehen steht zwar der gegenständliche Apparat vor uns, was uns interessiert sind aber Bildsequenzen, die auf technischen Normen, institutionellen Rahmenbedingungen, gattungsspezifischen und ästhetischen Regeln und vielem mehr beruhen. Und selbst ein so scheinbar einfaches Beispiel wie die Schrift basiert nicht nur auf gegenständlichen Elementen: Zwar besitzt das Schriftzeichen gegenständlichen Charakter; aber die Aneinanderreihung derartiger Zeichen gehorcht orthographischen und grammatischen Regeln, basiert auf Kulturtechniken wie dem Gebrauch von Gänsekielen, Füllfederhaltern, Computern oder Druckmaschinen, unterliegt redaktionellen Standards von Verlagen oder Redaktionen und Distributionsbedingungen wie dem Verlagswesen und dem Buchhandel. Insofern könnte man bereits hier, auf der gegenständlichen Ebene von Medien als einer Einheit von gegenständlichem Mittel und dessen regelkonformer Anwendung sprechen.

Die reflexive Dimension des Medienbegriffs wird bereits bei Derrida und Fink deutlich: Fink spricht von ‚medialen Denkbahnen‘, von Durchdachtem, das nicht eigens bedacht wird. In dieser Verwendung des Ausdrucks ‚medial‘ wird deutlich, dass es sich nicht um die gegenständliche Dimension handelt, sondern um eine Voraussetzung, die nicht explizit behandelt wird.

Vergleichbare Formulierungen lassen sich in der französischen Ausgabe von Derridas Husserl-Kommentar finden. Dort spricht Derrida von „ce milieu de l'écriture“³⁸ „le langage comme médium indispensable et condition de possibilité de l'objectivité“³⁹ „l'élément de la tradition“.⁴⁰ Hier klingen die naturwissenschaftlichen Bedeutungen von ‚Element‘ und ‚Milieu‘

³⁶ Für eine ausführliche Analyse vgl. Ramming 2006: 113 ff.

³⁷ Hoffmann 2002.

³⁸ Derrida 1987, frz. Original 91.

³⁹ A.a.O.: 69.

⁴⁰ A.a.O.: 72.

an. In der Chemie werden Elemente als Vermittler von Wirkungen verstanden; d.h. sie sind nicht verzichtbar, unhintergebar. Und ‚Milieu‘ ist weniger sozial gedacht als naturwissenschaftlich konnotiert: Es bezeichnet einen Nährboden, ein Lösungs- oder Kultivierungsmittel. Bestimmte Effekte sind folglich nur zu erzielen unter der Voraussetzung bestimmter Bedingungen wie des Vorhandenseins eines erforderlichen Kultivierungsstoffes. Übertragen auf die Medienthematik im engeren Sinn heißt dies: die Einführung eines neuen Mediums stellt neue Bedingungen und Möglichkeiten zur Verfügung, die ohne dieses Medium nicht möglich wären. In Hinblick auf das Beispiel der Urschrift lässt sich dann formulieren, dass, erstens, die Entwicklung graphischer Artikulationen bis hin zu Schriftsystemen die Möglichkeit bietet, genealogische Überlieferungen auf neue Weise zu bewahren und zu strukturieren; zweitens markiert bereits die Entwicklung sprachlicher Überlieferungen in oralen Gesellschaften, wie sie Ong charakterisierte,⁴¹ anthropologisch die unverzichtbare Voraussetzung dafür, dass der Sinn eines Mittels wie die Schrift überhaupt erkannt werden kann.

Es ist nun deutlich geworden, dass das Adjektiv ‚medial‘ nicht lediglich verstanden werden kann als Bezeichnung für die Eigenschaften eines gegenständlichen Apparats. Vielmehr verweist er auch auf die Möglichkeiten, die die Entwicklung und Einführung derartiger Apparate mit den ihnen zu Grunde liegenden technischen Voraussetzungen und den weiteren Rahmenbedingungen schaffen und bieten. ‚Medial‘ lässt sich dann verstehen im Sinne des Ermöglichens, des Zur-Verfügung-Stellens, des Bereit-Stellens von Optionen. Lässt sich diese Interpretation von Medialität auch an *différance* und Spur finden?

Das Moment des zeitlichen und räumlichen Aufschubs hat Derrida in seinem Vortrag *La différence* ausführlich be-

handelt und dabei eindrucksvoll performativ vorgeführt, dass der Unterschied, die strukturelle Differenz zwischen ‚e‘ und ‚a‘ in der gesprochenen Sprache nicht einzuholen ist und dass die *différance* folglich auf dem Prinzip der Schriftlichkeit basiert. In *Grammatologie* formuliert Derrida in der folgenden Weise:

„Die Urschrift, Bewegung der *différance*, irreduzible Ursynthese, die in ein und derselben Möglichkeit zugleich die Temporalisierung, das Verhältnis zum Anderen und die Sprache eröffnet, kann, insofern sie die Bedingung für jedes sprachliche System darstellt, nicht selbst ein Teil davon sein und kann ihm folglich nicht als ein Gegenstand einverleibt werden.“⁴²

In dieser Formulierung wird sehr schön deutlich, dass Urschrift und *différance* eben nicht selbst wieder unter Sprache und Schrift fallen können, sondern dass sie es sind, die in ihrer jeweiligen Dynamik die Perspektive auf diese erst ‚eröffnen‘, wie Derrida schreibt. Sie stellen die Bedingungen für Sprache und Schrift dar und verfügen insofern nicht über gegenständlichen Charakter. Noch deutlicher wird dies am Beispiel der Spur.

Mersch behandelt die Spur im Zusammenhang mit der Materialität des Zeichens: „... Eine nicht aufzeichnenbare Spur geht der Aufzeichnung voraus und weist der Symbolisierung den Ort ihrer Anwesenheit zu ...“⁴³ Diese Vorgängigkeit der Spur wird in der folgenden Formulierung Derridas weiter differenziert:

„Die Spur ist nicht nur das Verschwinden des Ursprungs, sondern besagt hier ..., daß der Ursprung nicht einmal verschwunden ist, daß die Spur immer nur im Rückgang auf einen Nicht-Ursprung sich konstituiert hat und damit zum Ursprung des Ursprungs gerät. Folglich muß man, um

⁴² Derrida 1990: 105. Der Ausdruck ‚*Differenz‘, wie er in der Übersetzung von Rheinberger und Zischler für die *différance* eingeführt wurde, habe ich hier ersetzt durch die heute üblich gewordene Übernahme des französischen Ausdrucks.

⁴³ Mersch 2002: 19.

den Begriff der Spur dem klassischen Schema zu entreißen, welches ihn aus einer Präsenz oder einer ursprünglichen Nicht-Spur ableitete und ihn zu einem empirischen Datum abstempelte, von einer ursprünglichen Spur oder Ur-Spur sprechen. Und doch ist uns bewusst, daß dieser Begriff seinen eigenen Namen zerstört und daß es, selbst wenn alles mit der Spur beginnt, eine ursprüngliche Spur nicht geben kann.“⁴⁴

Derridas Argumentation richtet sich an dieser Stelle zunächst gegen jedes Ursprungs- oder Unmittelbarkeitsdenken. Die Spur ist, ebenso wenig wie Urschrift, als ein einfacher Ursprung, einfacher Ausgangspunkt zu denken. Dann wird aber auch betont, dass sie sich einfachen Dichotomien wie Präsenz/Nicht-Präsenz entzieht und auch nicht als empirisches Faktum verstanden werden kann. Und schließlich hebt Derrida hervor, dass die Spur sich selbst wiederum nur konstituieren kann über den Rückgang auf ein nicht Ursprüngliches. So verstanden bezeichnet ‚Spur‘ eben nicht, wie es im Fall eines normalen Begriffs der Fall wäre, eine Klasse von Gegenständen oder eine Klasse, die nur ein Element enthält; das durch diesen Ausdruck Bezeichnete oder Angezeigte ist nicht begrifflich einholbar, sondern nur reflexiv. Unter den Bedingungen der Reflexion können dann durchaus die Dimensionen von Bewegung, Temporalisierung, Aufschiebung, die Derrida unter die *différance* fasst, sprachlich eingeholt werden. Sie bezeichnen dann aber immer nur Aspekte grundlegender Strukturen oder Voraussetzungen, die als Bedingungen der Möglichkeit für bestimmte Realisierungen zu verstehen sind.

3. Terminologische Weiterentwicklungen

Damit möchte ich abschließend eine terminologische Ausdifferenzierung der

behandelten Dimensionen von Medien und Medialität vorstellen und dabei auf neuere Ansätze in der Technikphilosophie zurückgreifen. Dort wird Technik zunehmend auch als Medium bezeichnet.

Diese terminologische Entscheidung kann nicht überraschen unter zwei Voraussetzungen, die hier bereits eingeführt wurden: Erstens besteht ja die Pointe der These McLuhans darin, dass dieser herausstellte, dass nicht der durch ein Medium transportierte semantische Inhalt allein entscheidend sei, sondern die Kopplung von technischen Grundlagen und Inhalt, die eben, so McLuhan, auf den Inhalt zurück wirken. Zweitens wurde von mir eine Bedeutung von ‚Medium‘ vorgestellt, die sich nicht auf den gegenständlichen Aspekt bezieht, sondern auf die Dimension der Bereitstellung von Möglichkeiten. In der Verbindung dieser beiden Aspekte ist dann nicht nur jede Medientechnologie ein Medium, sondern Technik überhaupt.

Gamm hebt diesen Sachverhalt am Beispiel des Computers heraus: Dessen Einsatzmöglichkeit als universelle Maschine besteht ja darin, dass eine eindeutige Zweck-Mittel-Relation nicht mehr besteht. Unter der Ägide des Computers sei, so Gamm, Technik nicht mehr als Instrument, sondern als materielles Dispositiv bzw. Medium zu verstehen. Sie besitze einen transformativen Charakter, der darin bestehe, dass „neue Räume eröffnet [werden, U.R.], in die hinein neue Zwecke geschöpft oder erfunden werden können.“ Dies sei damit gleichzusetzen, „... daß die technischen Artefakte selbst an zielbestimmendem Einfluss gewinnen.“⁴⁵

Hubig erkennt den transformativen Charakter von Technik nicht erst am Computer, vielmehr sei dieser jedem Werkzeug immanent. Denn insofern jedes Werkzeug vielleicht zunächst nur entwickelt wurde, um bestimmte Zwecke zu realisieren, biete es auch Optionen für zusätzliche, darüber hinaus gehende Anwendungsmöglichkei-

⁴⁴ Derrida 1990: 107/108.

⁴⁵ Gamm 1998: 101.

ten. Der berühmte Hammer eignet sich bekanntlich auch gut als Mordinstrument. Die von Hubig konzipierte handlungstheoretisch orientierte Technikphilosophie versteht ein solches technisches Mittel immer auch als Medium in dem bereits bekannten Sinn, als Medium zur Erschließung neuer Möglichkeiten: „Ein gebautes Haus ist Mittel zum Schutz vor der Witterung und zugleich Medium bestimmter Weisen des Wohnens.“⁴⁶ In diesem Sinn differenziert Hubig zwischen dem Werkzeug als äußerem Mittel, das gegenständlich vorliegt, und als innerem Mittel. Bei letzterem besteht ein nicht-kontingentes Verhältnis zwischen dem Einsatz bestimmter Werkzeuge und den mit ihnen verfolgten Zwecksetzungen. So kann ich beispielsweise einen einzelnen Nagel sicherlich auch einmal mit einem Schuh in die Wand schlagen; für den Bau eines Hauses bietet sich diese Option nicht an, hier wird das erforderliche Arsenal von Werkzeugen vorausgesetzt. Als Medium lässt sich dieses innere Mittel dann begreifen, wenn sein Vorhandensein die notwendige Voraussetzung für die Entwicklung vollkommen neuer Handlungsoptionen oder Perspektiven darstellt. In diesem Zusammenhang unterscheidet Hubig auch zwischen innerer und äußerer Medialität. Letztere kann begriffen werden als das gesamte Arsenal der uns zur Verfügung stehenden technischen Mittel und der Art und Weise, wie diese sozial und institutionell organisiert sind; ein derartiges Arsenal ist übergreifend in der Weise, als es nicht nur individuelle Einsatzmöglichkeiten festlegt, sondern kulturelle Handlungsspielräume vorgibt; als innere Medialität muss dann die tief greifende Strukturierung von räumlichen und zeitlichen Relationen, der Art und Weise des Zeichengebrauchs und Vieles mehr verstanden werden.⁴⁷

Wenn wir diese terminologischen Differenzierungen zurück binden an das

⁴⁶ Hubig 2006: 158.

⁴⁷ A.a.O.: 159.

Thema der Kommunikationsmedien und an die Auseinandersetzung mit Derridas Beitrag zu dieser Frage, so lässt sich zunächst feststellen, dass in der Terminologie Hubigs diese Medien insofern als Mittel zu begreifen sind, als sie der Übertragung von Informationen dienen. Zu Medien im emphatischen Sinn werden sie, weil sie damit nicht nur neue Anwendungsmöglichkeiten bereitstellen, sondern auch neue Gestaltungs- und Handlungsspielräume. Gerade die aktuellen politischen Ereignisse im nordafrikanischen Raum zeigen, wie die Einführung neuer Kommunikationsmedien mittelfristig zu Verwerfungen in der politischen Landschaft führen können. Ohne die Berichterstattung von Al Djasira, die Kommunikationsmöglichkeiten von Facebook und Twitter, ohne die Veröffentlichungen von Wikileaks wären die Kommunikationsströme in diesen Ländern den klassischen Methoden der Zensur unterworfen gewesen. Aber auch ohne politische Implikationen wird der mediale Charakter von Medien im umfassenden Sinn von Medialität deutlich: So unterscheiden sich heutzutage Kulturen bzw. Gesellschaften, die über das Internet verfügen, sicherlich in ebenso gravierender Weise von solchen, bei denen dies nicht der Fall ist, wie es Ong für orale und literale Gesellschaften am Beginn der Verbreitung von Schrift konstatierte. Dies betrifft einerseits das, was Hubig als äußere Medialität bezeichnet: das vorhandene Arsenal von Mitteln, die zum Einsatz zur Verfügung stehen und die unsere Handlungsmöglichkeiten lenken; andererseits aber auch die innere Medialität, wenn wir nur daran denken, wie sehr der Einsatz des Internets persönliche wie soziale Zeitrhythmen verändert sowie räumliche Entfernungen verkürzt.

4. Schluss

Das abschließend vorgestellte Konzept von Medialität scheint mit den politischen Momenten, die Derridas Dekon-

struktion enthält, wenig gemeinsam zu haben. Sind diese aber nicht unlösbar mit Derridas Philosophie verbunden? Betont dieser nicht selbst, dass „die Notwendigkeit der Dekonstruktion ... nicht an erster Stelle philosophische Inhalte, Themen oder Thesen, ... sondern vor allem und untrennbar davon signifikante Rahmen ..., institutionelle Strukturen, pädagogische oder rhetorische Normen, die Möglichkeiten des Rechts, der Autorität ... betraf“?⁴⁸ Setzt er diese Notwendigkeit nicht gleich mit dem Bedürfnis, „die klassisch geheißenen institutionellen Fragen wieder zu bearbeiten“?⁴⁹

Vielleicht mag aus der Perspektive eines derartigen Bedürfnisses, einer derartigen Notwendigkeit heraus die zuletzt vorgestellte Konzeption von Medialität als zu akademisch aufgefasst werden. Indem sie aber erlaubt, einige der von Derrida in die Philosophie eingeführten ‚Begriffe‘ terminologisch weiter zu differenzieren; indem sie gestattet, nach den Rahmenbedingungen für die Etablierung von Medien, ihren technischen Normen, ihren institutionellen Formen zu fragen, schließt sie die Behandlung sozialer und politischer Aspekte nicht aus. Das Politische, auch wenn es niemals von „den Dingen“ zu trennen ist, kann, wie in einem Vexierspiegel, mehr oder weniger stark eingebildet werden. Insofern kann eine Medienanalyse aus der Perspektive einer Theorie der Medialität in viele Richtungen gehen.

Bibliographie

1. Angehrn, Emil 2002: Dekonstruktion und Hermeneutik. In: Kern/Menke 2002: 177–199.
2. Bernet, Rudolf 1986: Differenz und Anwesenheit. Derridas und Husserls Phänomenologie der Sprache, der Zeit, der Geschichte, der wissenschaftlichen Rationalität. In: Orth, E.W. (Hg.): *Studien zur neueren französischen Phänomenologie (Phänomenologische Forschungen 18)* Freiburg: Alber. 51–112.
3. Ders. 1997: Derrida – Husserl – Freud. Die Spur der Übertragung. In: Gondek/Waldenfels 1997: 99–123.
4. Culler, Jonathan 1988: Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie. Reinbek : rowohlt. [Orig.: *Theory and Criticism after Structuralism*. Ithaka/New York Cornell 1982].
5. Douailler, Stéphane 2004: L’affaire médiatique. In: Ders. u.a. (Hg.): *Philosophie et médias*. Paris: UNESCO. 55–66.
6. Derrida, Jacques 1986: Semiologie und Grammatologie. Gespräch mit Julia Kristeva. In: Ders. : Positionen. Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpetta. Graz/Wien: Böhlau. [Orig.: *Positions*. Paris: Editions Minuit]
7. Ders. 1987: Husserls Weg in die Geschichte am Leitfaden der Geometrie. Ein Kommentar zur Beilage III der »Krisis«. München: Wilhelm Fink. [Orig. *Edmund Husserl, l’origine de la géométrie. Traduction et introduction par Jacques Derrida*. Paris: Presses Universitaires de France 1962].
8. Ders. 1990: Grammatologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp. [Orig.: *De la grammatologie*. Paris: Les Editions de Minuit, 1967].
9. Ders. 1997: Punktierungen – die Zeit der These. In: Gondek/Waldenfels 1997: 19–39. [Original: *Pocntuations: le temps de la thèse*. In: *Du droit à la philosophie*. Paris: Gallimard 1990. 439–359]
10. Ders. 2003: Die Stimme und das Phänomen. Frankfurt/M.: Suhrkamp. [Orig.: *La voix et le phénomène. Introduction au problème du signe dans la phénoménologie de Husserl*. Paris: 1967].
11. Esposito, Elena 2003: Blindheit der Medien und Blindheit der Philosophie. In: Münker, S./Roesler, A./Sandbothe, M. (Hg): *Medienphilosophie. Beiträge zur*

⁴⁸ Derrida 1997: 32.

⁴⁹ Ebd.: 38.

- Klärung eines Begriffs*. Frankfurt/M.: Suhrkamp. 26–33.
12. Fink, Eugen 1976: Operative Begriffe in Husserls Phänomenologie. In: Ders.: *Nähe und Distanz. Phänomenologische Vorträge und Aufsätze*. Freiburg: Alber. 180–204.
 13. Frege, Gottlob 1986: Über Sinn und Bedeutung. In: Ders.: *Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien*. 6. Auflage. Hg. und eingeleitet von Günther Patzig. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
 14. Gamm, Gerhard 1998: Technik als Medium. Grundlinien einer Philosophie der Technik. In: Hauskeller, M. u.a. (Hg.): *Naturerkenntnis und Natursein. Für Gerhard Böhme*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
 15. García Düttmann, Alexander 2008: *Derrida und ich. Das Problem der Dekonstruktion*. Bielefeld: transcript.
 16. Gasché, Rodolphe 1997: Eine sogenannte „literarische“ Erzählung. Derrida über Kafkas „Vor dem Gesetz“. In: Gondek/Waldenfels 1997: 256–286.
 17. Geier, Manfred 1994: Schriftlichkeit und Philosophie. In: Günther, H./Ludwig, O. (Hg.): *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung* (Writing and its Use) (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Bd. 10), Berlin/New York: de Gruyter. 646–654.
 18. Gondek, H.-D./Waldenfels, B. (Hg.) 1997: *Einsätze des Denkens. Zur Philosophie von Jacques Derrida*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
 19. Dies. 1997a: Derridas performative Wende. In: Dies. 1997: 7–18.
 20. Habermas, Jürgen 1985: *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
 21. Hoffmann, Stefan 2002: *Geschichte des Medienbegriffs* (Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderheft). Hamburg: Meiner.
 22. Hubig, Christoph 2006: *Die Kunst des Möglichen I. Technikphilosophie als Reflexion der Medialität*. Bielefeld: transcript.
 23. Kern, A./Menke, Ch. (Hg.) 2002: *Philosophie der Dekonstruktion*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
 24. McLuhan, Marshall 1962: *The Gutenberg Galaxy*. Toronto: Toronto UP.
 - Mersch, Dieter 2002: Was sich zeigt. Materialität, Präsenz, Ereignis. München: Fink.
 25. Ong, Walter 1987: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes. Opladen: Westdeutscher Verlag. [Orig.: *Orality and Literacy. The Technologizing of the Word*. London: Routledge 1982].
 26. Ramming, Ulrike 2000: *Mit den Worten rechnen. Ansätze zu einem philosophischen Medienbegriff*. Bielefeld: transcript.
 27. Dies. 2008: Der Ausdruck „Medium“ an der Schnittstelle von Medien-, Wissenschafts- und Technikphilosophie. In: Münker, S./Roesler, A. (Hg.): *Was ist ein Medium?* Frankfurt/M.: Suhrkamp. 249–271.
 28. Roggenbuck, Simone 1988: *Saussure und Derrida. Linguistik und Philosophie*. Tübingen/Basel: Francke.
 29. Rorty, Richard 1993: Dekonstruieren und Ausweichen. In: Ders.: *Eine Kultur ohne Zentrum. Vier philosophische Essays*. Stuttgart: Reclam. 104–146.
 30. Stekeler-Weithofer, Pirmin 2002: Zur Dekonstruktion gegenstandsfixierter Seinsgeschichte bei Heidegger und Derrida. In: Kern/Menke 2002: 17–43.
 31. Thiel, Detlef 1997: Urschrift. Systematische und historische Bemerkungen zu Derridas Motiv der *arch-écriture*. In: Gondek/Waldenfels 1997: 60–98.
 32. Wellmer, Albrecht 2002: Hermeneutische Reflexion und ihre „dekonstruktive“ Radikalisierung. Kommentar zu Emil Angehrn. In: Kern/Menke 2002: 200–215.

33. Wittgenstein, Ludwig 1989: Philosophische Untersuchungen. In: Ders.: *Werkausgabe* Bd. 1. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

DEKONSTRUKCIJA I MEDIJALNOST

Rezime

Mediji, čini se, nisu predmet filozofije: teorija medija svoje mjesto našla je među naučnim disciplinama, a u filozofiji Derida utvrđuje ekskluzivnost pisma kao medija par ekselans. Pažljivijim rekonstruktivnim iščitavanjem Deridinih ranijih djela izdvaja se predmetna i refleksivna dimenzija dekonstrukcije i pokazuje da Derida, u svojim promišljanjima o pisanom znaku, uvijek postavlja pitanje konstitutivnih momenata koji kako omogućuju, tako i prethode određenoj teoriji. Pomenuta refleksivna dimenzija upućuje na onaj nivo medijalnosti koji za filozofsko-medijski pristup može biti od koristi.

ulrike.ramming@philo.uni-stuttgart.de